

Claus Leggewie

Politische Zeiten

Claus Leggewie

Politische Zeiten

Beobachtungen
von der Seitenlinie

C. Bertelsmann



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

© 2015 by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: buxdesign München

Bildredaktion: Dietlinde Orendi

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10200-8

www.cbertelsmann.de

INHALT

Prolog

Gut gegangen: Deutschland nach dem Krieg	9
--	---

I. Schocks & Spleens

1. Weihnachten '59: Wie Politik in mein Leben trat . .	15
2. Ein großes Volk: Der französische Freund	22
3. Schreib das auf: Der Untergang der »Pamir«	26
4. 16. Arrondissement: Blumen im Rinnstein	30
5. Drei Wochen Junge Union reichen für ein ganzes APO-Leben	34
6. Starke Töne und schwache Stimmen	42
7. Der FC und die Sache Pezzoni.	48
8. Auto-Biografisches: Eine halbe Konversion	54
9. Familienleben: Politik der Adoption	59

II. Meine Lehrer

10. <i>Creamcheese</i> . Joseph Beuys und die direkte Demokratie	69
11. Machen Sie sich keine Sorgen. Von Schieder zu König	77
12. Göttingen sur Leine	86
13. Gérard	95
14. Auf den Schultern von Riesen	103

III. Nosing around

15. Wir sind alle deutsche Juden	111
--	-----

16. Rowdys am Gorki-Prospekt	117
17. Bani-Sadr verschätzt sich im Ayatollah	123
18. Vorzeichen einer Revolution	130
19. Tief im Süden	137
20. Unterm Ladentisch: <i>A vava inou va</i>	141
21. Reisen nach Jerusalem	145
22. Sultans of Swing: Wendejahr 1979	157

IV. Teilnehmende Beobachtung

23. Das versendet sich: Was man über Solschenizyn wissen sollte	163
24. Der Mann, der es tat: Unser 11/9	167
25. Ben Wisch. Dämmerung im Langen Eugen	172
26. Bruder Barbie und Maître Vergès	184
27. Man ist, was man tut	195

V. Politik der Gefühle

28. Um ein Haar: Lob der Inkonsequenz	203
29. Pflingstwunder: Das Sozialistische Büro	208
30. Knieschüsse gegen Schreibtischtäter	219
31. Il est facho, mais sympa	225
32. Adenauer-Linke	235
33. Heldraer Zipfel: Ende einer Demarkation	240
34. Nachgetragenes Mitleid	250
35. Spitz auf Knopf: Fremd in Lichtenhagen	254

VI. Professor mit Nebentätigkeiten

36. Professor in der Provinz	263
37. Das Amt	270
38. Eine Vorgeschichte des Attentats auf <i>Charlie Hebdo</i>	278
39. Bellizist: Persona non grata im Phil II	281
40. Internet & Politik: Noch ein Rückruf	288
41. Zwei Grad Celsius. Am Ohr der Macht	293
42. Weit gebracht. Die Ära Merkel	299

43. Warchitecture: Hommage an Lebbeus Woods ...	301
44. Von Schneider zu Schwerte	307

VII. Heraus aus Deutschland

45. Rückkehr der <i>Andartes</i>	315
46. <i>Ninjas</i> und Bärtige	318
47. Einmal muss man ein Idiot sein	328
48. Geopolitik eines gewöhnlichen Mannes	340
49. Haider im Hilton oder: Ein stinknormales Land ..	349
50. Mali. Ein Traum	356

VIII. Kontinentalfucht: Amerika

51. Lost and Found	363
52. Amerikas Welt in meinem Kopf	369
53. Ignatz Bubis im Deutschen Haus	374
54. Presidential Studies	378
55. Free Money	384
56. Capitol Hill und Castel Gandolfo	388
57. Nine Eleven: Das ist Krieg!	395
58. Es war einmal: der Westen?	400

IX. Zwischenstände

59. Politische Wissenschaft	407
60. Immer noch APO?	413
61. Dr. h. c. Edward Snowden	416
62. Fröhliche Wissenschaft (zurück im Revier)	420
63. Die Welt der Griechen und Römer revisited	429
64. Agnostiker wie Du	433
65. Landleben	440
66. Many Years From Now: Zurückgeben	445

Dank	451
Chronik eines Weltkindes	453
Register	467
Bildnachweis	475

Wir sind Kinder der Zeit,
die Zeit ist politisch.

Wisława Szymborska

PROLOG

Gut gegangen: Deutschland nach dem Krieg



Köln, Nikolausplätzchen, um 1954

Der Anfang sieht nicht vielversprechend aus. Schüchtern sitzt ein Junge im Matrosenanzug auf der steinernen Einfassung eines Sandkastens. Im Hintergrund blecken Ruinen, einen Steinwurf rechts davon lag der unversehrte Ziegelbau einer Hutfabrik. Dort hatte das im Krieg zerstörte Apostelgymnasium Aufnahme gefunden, und die Familie des neuen Direktors, meines

Vaters, durfte 1950 die Beletage beziehen. Sülz heißt der Kölner Stadtteil, der eigenartige Name geht wohl zurück auf den römischen Feldherrn Sulpicius, die Besiedlung auf eine Benediktinerabtei im Mittelalter – man befand sich hier im abendländischen Sektor von Europa. Den Jungen, der ich damals war, interessierten eher das nahe gelegene Vereinsgelände des 1. FC und die Aussicht in den Schulhof, wo die Großen Pause machten, darunter die Mädchen vom benachbarten Hildegardis-Gymnasium.

Petticoats, klassische Bildung, Ballsport für Jungen – wo war besser aufwachsen als auf diesem Trümmerfeld? Einmal entdeckten wir eine Fliegerbombe, eilig wurde die Feuerwehr herbeitelefoniert. Der Zünder war nicht mehr scharf, aber wir Nachkriegshelden kamen in die Zeitung. So was kommentiert man in Köln mit der Redensart: *Et hät noh emmer jot jejange* (Es ist noch immer gut gegangen). Der Spruch ist mir ob seiner kölschen Leichtfertigkeit suspekt, hier passt er wohl. Der Autor hat das »Nikolausplätzchen« (so hieß der Spielplatz vor der Nikolauskirche) glücklich hinter sich gelassen und erlebte mit, wie sich sein Land holprig, aber nachhaltig mit der Welt versöhnte.

Aus Ruinen schöpften um 1950 Geborene ihren Optimismus. Wir genossen die Gnade einer wirklich späten Geburt und stürzten uns leichten Sinnes und voller Zuversicht ins Getümmel. Die Umrisse ferner Kontinente fuhren wir in der Hoffnung auf wirkliche Entdeckungsfahrten mit dem Zeigefinger im Diercke-Weltatlas ab, probierten uns in Schülerzeitungen aus und misstrauten den unklaren Reden der Älteren über die Gründe für versehrte Gebäude, Körper und Seelen. So konnte es nicht gewesen sein, wie war es dann? Was steckte dahinter? Und wie konnte man es besser machen?

Das Wirtschaftswunder, das sich auf dem kargen Agfa-Klick-Foto nicht einmal andeutet, war bei uns angekommen. In einem Stadtviertel, in dem noch viele Mitschüler fürs Klassenbuch »arbeitslos« als Beruf des Vaters angaben, waren Beamte im höheren Dienst ebenso eine Ausnahme wie der Aufzugfabrikant, mit dessen Sohn, Hüter einer beneidenswert komplet-

ten Sammlung von Sicuti-Modellautos, ich mich zusammentat. Waschmaschine und Fernseher kamen 1957 ins Haus, bald darauf der lindgrüne VW-Käfer. Zum Wohlstand gehörte die Sommerfrische. Wir reisten in den nahen Taunus, in den regnerischen Schwarzwald und in die Ehrfurcht gebietenden Ötztaler Alpen. Am Wochenende unternahmen wir Ausflüge nach Belgien und Holland, auch um billige Butter in unzulässiger Menge einzuführen und das Auto samt Reservekanister vollzutanken. In Ostende, weit im Westen, hielt ich erstmals den großen Zeh in ein Meer. Von der Rückbank aus schaute ich gespannt zu, wie man eine Grenze mit Schlagbaum und damals noch ziemlich strenger Passkontrolle überwand: Richtung Venlo, Amsterdam, Paris. Als bald London, irgendwann New York. Der Orient und der deutsche Osten kamen später.

Von Köln im Jahr 1950 aus füge ich in diesem Buch Mosaikstücke einer politischen Bildung und Selbsterziehung zusammen. Zu berichten sind weniger, wie bei vielen meiner Generation, Lese Früchte aus Hauptwerken als vielmehr Begebenheiten und Begegnungen der Zeitgeschichte aus der Nähe. Wie Geschichte läuft, habe ich eher aus eigenem Erleben und bisweilen buchstäblich im Tumult der Straße gelernt. Da ich dem Gedächtnis (und meiner Lust am Fabulieren) misstrauere, habe ich die fast in einem Rutsch geschriebenen Erinnerungen durch Nachfragen bei Menschen korrigiert, die dabei waren (ohne dass ich Zeitzeugen grundsätzlich mehr Präzision zutraue), und, man sehe mir den nach Akte klingenden Begriff nach, durch Wiedervorlage in Gestalt historischer Quellen (deren Aussagekraft ich wiederum nicht überschätzen möchte).

Stets ist es die Frage, was an einer Lebensgeschichte verallgemeinerbar ist und sich eventuell zum Narrativ einer ganzen politischen Generation fügen kann. Im vorliegenden Fall sind es wohl die Klärung unbesprochener Vergangenheiten, die Berührung mit fremden Gottheiten und Kulturen, der Gleichklang von populärer Musik (plus Fußball, Autos und Kunst) mit der Politik, deren außerparlamentarische Anstiftung und wissen-

schaftliche Beratung. Der Beruf des Professors, der mir vom Klinikarzt seltsamerweise schon am ersten Tag meiner Existenz prophezeit wurde, die Debattierfreude, zu der Schüchterne nicht gerade prädestiniert scheinen, und das Schreiben sind mir zur zweiten Natur geworden. Vieles ist typisch Spät-68er, einiges (wie Fußball und Autos) ziemlich deutsch, manches fällt aus der Rolle: der antikommunistische Linke, der katholisch fühlende Agnostiker, der angeschlossene Außenseiter, der respektvolle Grenzverletzer.

Der Junge im Sonntagsanzug, der ich war, ist allein auf dem Foto. Wochentags füllte sich der armselig wirkende Spielplatz, doch das Gefühl der Fremdheit verlor sich nicht leicht. Ich wollte dazugehören, und weil ich über den Schlüssel zum Schulhof verfügte, konnte ich Spielgefährten zu den Turngeräten, zum Grammofon im Musiksaal auf dem Dachboden und hinab in den dunklen, halb eingestürzten Luftschutzkeller führen. Oder auf den Dachboden, wo herrenlose Utensilien verstaubten und über den später zu erfahren war, während des Krieges hätten dort 120 ukrainische Zwangsarbeiter für die »Arbeitsgemeinschaft Eisen und Metall« schuften müssen. So nah war *die* Vergangenheit. In der spärlich gefüllten Weitsprunggrube übte ich Torwarthechten, und Torhüter durften bei uns oft die Mannschaften einteilen. Bernd, der zwei Jahre ältere Nachbarjunge aus der vierten Etage, sorgte für Sicherheit, wenn es wild zuzuging. Daraus wurde der »generische« Bernd, das bedeutet: eine ganze Reihe angenommener älterer Brüder, als die ich später einige Kollegen und Freunde empfand, nicht zu vergessen die Begegnungen mit Freundinnen und Kolleginnen. Mein Gesichtskreis weitete sich, und die Schüchternheit wich, allmählich konnte sich das innere Engagement nach außen wenden.

Eine kleine Leseanleitung: Ich erzähle von 1959 an weitgehend chronologisch, greife aber gelegentlich vor und schaue zurück – im Zweifel bietet die Zeittafel Orientierung. Alle Kapitel können für sich gelesen werden, ein Register legt einen roten Faden aus zwischen Personen und Themen.

I. Schocks & Spleens

Anmut sparet nicht noch Mühe
Leidenschaft nicht noch Verstand
Daß ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.

Daß die Völker nicht erleichen
Wie vor einer Räuberin
Sondern ihre Hände reichen
Uns wie andern Völkern hin.

*Bertolt Brecht/Hanns Eisler,
Kinderhymne, 1950*

1. Weihnachten '59: Wie Politik in mein Leben trat

Mein Vater war ein viel beschäftigter Mann, ebenso angesehener wie gefürchteter Gymnasialdirektor mit Leib und Seele, ein Schwarzseher, der im Grunde seines Herzens jedoch ein fröhlicher Mensch war, der gern mit seiner Familie lachte, um die er sich andererseits dauernd sorgte. Mit 1,89 Metern war er für mich ein Riese, dessen Nachkriegsmagerkeit allmählich schwand. Der linke Arm war von einer Kriegsverletzung versteift. Hin und wieder nahm er mich an die andere Hand, und wir spazierten »in die Stadt«, wie wir das Zentrum Kölns zwischen Neumarkt und Dom nannten. Den Weg säumten gähmend leere oder schon hastig gefüllte Trümmergrundstücke. Krönender Abschluss unseres Fußmarschs war meist die Hohenzollernbrücke, unter deren wiederaufgerichteten Eisenfachwerkbögen schwere Dampfloks über den Rhein rumpelten. Ich liebte diese Spaziergänge, sie stehen für eine glückliche, unbesorgte Kindheit und ein Grundvertrauen in die Eltern.

Auch am Weihnachtstag 1959 spazierten wir früh los, wohlgestimmt durch die am Vorabend ausgetauschten Geschenke – für mich die Märklin-Bahn, Kalle-Blomquist-Krimis, Marzipankartoffeln. Als wir den Rathenauplatz überquerten, schien die Hand des Vaters zu erstarren. Ruckartig blieb er stehen und blickte stumm auf akkurat gepinselte Hakenkreuze an den Wänden der Synagoge, vor der Polizeiwagen parkten. Mit neundreivierteil Jahren konnte ich das Menetekel nicht deuten, doch schoss mir eine Art elektrischer Schock durch Mark und



Kölner Synagoge, Hakenkreuzschmierereien an Weihnachten 1959

Bein und deutete den Ernst der Lage an: Zwei Jahrzehnte nach der »Reichskristallnacht« hatte es jemand für gut gehalten, ein jüdisches Gotteshaus zu schänden.

Was ich nicht wissen konnte: Die Kölner Synagoge, eingeweiht zur Jahrhundertwende, war 1938 durch den nationalsozialistischen Mob verwüstet und später in einer Bombennacht des Zweiten Weltkriegs völlig zerstört worden. Bundeskanzler Konrad Adenauer, der vormalige Oberbürgermeister der Stadt, trieb die von der Mehrheit der Deutschen abgelehnte Wiedergutmachung eher still und leise voran, auf seine Initiative hin war auch die neuromanische Synagoge, die durch ihren Tuffstein unserer Nikolauskirche in Sülz ähnelte, originalgetreu wiederaufgebaut und im September 1959 feierlich eingeweiht worden. Der Architekt Helmut Goldschmidt hatte Auschwitz und Buchenwald überlebt, nur wenige Wochen später prangten an seinem Bau die Swastika und der böse Spruch »Juden raus«.

Verwirrt schaute ich hoch, der Vater schüttelte nur leicht den

Kopf. Auch heute kann ich nur spekulieren, was sich darin abgespielt haben könnte, nie haben wir später über dieses Ereignis gesprochen. Wie ich nach seinem Tod anhand der Entnazifizierungsurkunde herausfand, war mein Vater im November 1937 mit vielen Volksgenossen in die NSDAP eingetreten, er wohl, um nach Referendariat und Wehrdienst seiner Lebensaufgabe als Studienrat für Latein und Griechisch nachgehen zu können. Das von den Nazis ein Jahr später inszenierte Pogrom hatte er als 28-Jähriger erlebt und die Synagoge verwüstet gesehen. Am nahen Rudolfplatz, im Terrassenpavillon des Opernhauses, hatten sich meine damals frisch verlobten Eltern zum Rendezvous verabredet. In der Manier des damaligen Bildungsbürgertums wurden Nazis ob ihres schlechten Benehmens als »Proleten« missbilligt. Die Schändung eines Gotteshauses dürfte sie dem gläubigen Katholiken noch suspekter gemacht haben. Dass ihm beim Vorbeimarsch einer SA-Kolonnie der Hut vom Kopf geschlagen wurde, weil er den Braunen den Respekt versagte, hatte er öfter erzählt. Auch dass jeder in Verruf geriet, der an Fronleichnam bei der Prozession mitging – was ich als Messdiener gerade einmal jährlich tat und nicht im Mindesten zu beanstanden fand.

So wie für spätere Leser Hitler der war, der das rosa Kaninchen stahl, waren die Nazis für mich Antichristen, die meinen Vater bedrohten und Gotteshäuser anzündeten. Intuitiv teilte ich sein Erschrecken – oder hatte er eher ein Schuldgefühl? Und konnte man ihm vertrauen? Das Familienalbum und eine braune Tüte unsortierter Fotos waren voll von unerklärten Bildern eines militärischen Zeremoniells aus dieser Zeit, und zwar unter erkennbar führender, kaum abgeneigt wirkender Beteiligung meines Wehrdienst leistenden Vaters – unter ebenjenem Hakenkreuz, das da so unfrohm an der Synagoge aufgemalt war. Dass Hitler 1936 das von Frankreich kontrollierte Rheinland hatte »wiederbesetzen« lassen und damit eine wesentliche Bestimmung (und Kränkung) des Versailler Vertrags einseitig revidierte, war ganz im Sinne des rheinisch-borussischen Staats-

dieners gewesen. Mit diesem Gewaltakt, den Europa hinnahm, fing Hitler das ihm weniger freundlich gesinnte Bürgertum ein. Bei »Ausbruch« des Krieges im September 1939 soll mein Vater sogar verärgert gewesen sein, als Reserveoffizier der Wehrmacht nicht gleich eingezogen worden zu sein, um im Feldzug gegen Polen seine vaterländische Pflicht zu erfüllen.

Mein Vater meinte sich nazifizieren zu müssen, um den erwünschten Beruf zu ergreifen, und musste sich nach dem Krieg entnazifizieren lassen, um ihn ausüben zu können. Dazwischen lagen, woran auch immer er sich dabei selbst schuldig gemacht haben mag, fünf lange Soldatenjahre mit schrecklichen Erfahrungen. Dachte mein Vater jetzt daran? Er zog mich wortlos an der Synagoge vorbei und tat so, als wäre nichts geschehen. Zu Hause redete er über einen »Dummejungenstreich« und darüber, wie ungehörig es sei, Häuserwände vollzuschmieren.

Mit Episoden wie diesen sind die Vergangenheitsbewältigungen in unserem Hause schon aufgezählt, bis auf eine ganz unpassende. In unserer Straße stand ein Kiosk, in Köln »Büdchen« genannt, wo wir für ein paar Pfennige Kamellen und Lakritze kaufen durften (und ausdrücklich *keine* Donald-Duck-Heftchen, die als amerikanischer Schund galten). Auf der schmalen Ablage der einfachen, aus abblätternen Holzbalken gezimmerten Bude (sie steht heute noch fast unverändert da) waren Einmachgläser mit diesen Köstlichkeiten aufgereiht, und wenn wir uns daraus bedient hatten, tauchte hinterm Schiebefenster eine mürrisch blickende Frau mit wirrgrauem Haar auf, um die Pfennigbeträge in Empfang zu nehmen. Tommy Engel, der prominenteste Sohn des Stadtviertels und als Gründer der Band *Bläck Fööss* heute noch der ungekrönte König von Sülz, erinnert sich daran, dass sie Kroeber hieß und ihm ebenfalls etwas unheimlich war.

Warum? Wenn meine Eltern über sie redeten, fiel bisweilen der mit gesenkter Stimme gewisperte Satz: »Die ist jüdisch«. Ein mir bis dahin unbekanntes Eigenschaftswort, weshalb ich der ersten Jüdin meines Lebens vorsichtshalber aus dem Weg

ging. War sie überhaupt eine? Vielleicht entsprach sie in einem noch unverblümt antisemitischen Klima nur den geläufigen Vorstellungen von einer solchen Person: Kauffrau, Hakennase, Knoblauchfahne. Dann muss es der bedauernswürdigen Frau schlecht gegangen sein, wenn sie wie eine Hexe beäugt und betuschelt wurde. Aber noch schlechter, sollte sie tatsächlich Jüdin gewesen sein, was nach Lage der Dinge ja hieß, eine überlebende *Displaced Person* aus den Camps, die nun im Land der Täter ihr Leben fristete, indem sie blonden Rotznasen Bonbons verkaufte und sich verspotten lassen musste.

Am Weihnachtstag 1959 ist die Politik mit einer, so der Fachterminus, »transgenerationellen Affektübertragung« heftig in mein Leben getreten und hat meine bis dahin wohlbehütete Existenz aufgescheucht. Der Tag, an dem ich gewissermaßen die Unschuld verlor, ist auch als markante Zäsur in die Geschichte der Bundesrepublik eingegangen. Die rasch gefassten Hakenkreuzschmierer waren zwei 25 Jahre alte Mitglieder der rechtsradikalen Deutschen Reichspartei (DRP), wegen Sachbeschädigung wurden sie zu einigen Monaten Haft verurteilt. Dutzende Nachahmungstaten folgten, die nun auch Bundeskanzler Adenauer als »Dummejungenstreiche« verharmloste, während Franz Josef Strauß, damals Verteidigungsminister, das in rechten Kreisen bis heute am Leben gehaltene Gerücht in die Welt setzte, Anstifter seien das DDR-Ministerium für Staatssicherheit oder der sowjetische KGB gewesen. (Armin Mohler, der bekennende Faschist und Strauß-Getreue, wollte mir später weismachen, die Burschen seien vom tschechoslowakischen Geheimdienst gedungen worden.)

Des Öfteren schon hatten Rechtsradikale am 9. November antisemitische Fanale setzen wollen, um den Mythos von den »Novemberverbrechern« am Leben zu halten. Nicht zufällig fielen ja der Hitlerputsch 1923 und die »Reichskristallnacht« auf das Datum der deutschen Revolution von 1918. Nicht nur ich war nun gegen diesen Versuch, die Geschichte zurückzudrehen, gempft. Mit der gleichen Aversion reagierte auch die

westdeutsche Demokratie, die sich dem Aufschrei der liberalen Presse und der Drohung eines Ansehensverlusts im Ausland ausgesetzt sah, in Form eines Gesetzes gegen Volksverhetzung. Die 1958 gegründete Ludwigsburger Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen erfasste bis dahin unbehelligt gebliebene NS-Täter, solitäre Staatsanwälte wie Fritz Bauer stellten sie vor Gericht, und eine gut ausgestattete politische Bildung leistet seither eine systematische »Aufarbeitung der Vergangenheit«.

Die hatte Theodor W. Adorno in einem programmatischen Vortrag gefordert, durchaus im Zweifel, »wie weit es geraten sei, bei Versuchen zu öffentlicher Aufklärung aufs Vergangene einzugehen, und ob nicht gerade die Insistenz darauf trotzigen Widerstand und das Gegenteil dessen bewirke, was sie bewirken soll«. Man muss nicht erwähnen, wie unsauber das alles vor sich ging: Der erste Leiter der Ludwigsburger Stelle, Erwin Schüle, war selber SA- und NSDAP-Mitglied gewesen, im Inland verübte Verbrechen und solche von Wehrmachtangehörigen wurden ausgeklammert. Das Hauptproblem der »Vergangenheitsbewältigung« war natürlich, dass sie sich notorisch an uns, die »jüngere Generation«, richtete, während sie doch eigentlich die Älteren anging. Immerhin bürgerte sich auch bei denen die verbale Abrüstung des Nationalsozialismus ein, meine Verwandten redeten nicht länger offen von »reichen Juden« und »jüdischen Nasen«. Weihnachten 1959 wendete sich die Republik zum Besseren, wobei man nicht verkennen darf, dass Synagogen heute noch rund um die Uhr gegen alte und neue Antisemiten bewacht werden müssen.

Der Antifaschismus entsprang bei mir einem körperlichen Entsetzen, das ich als Erwachsener wissenschaftlich und publizistisch verarbeitet habe. Dabei kämpft man an zwei Fronten: gegen den Druck von rechts, der in Deutschland an sich nicht weniger stark ist als anderswo, und gegen einen selbstgerechten Alarmismus, wie er sich beispielsweise zeigt, wenn BAP-Fans den

Refrain des gut gemeinten Songs »Et rüsch noh Kristallnaach« grölen und sich dabei irgendwie gut fühlen.

Noch immer sinne ich der Sprachlosigkeit meines Vaters an diesem Morgen nach, die sich *post festum* nicht auflöste und mir kein plausibles Bild von der Vergangenheit lieferte. Wir waren von ihr verschont geblieben, nun aber sprang sie uns mit ihren materiellen und vor allem moralischen Hinterlassenschaften hinterrücks an und holte auch uns existenziell ein. Anderthalb Jahre später begann in Jerusalem der Prozess gegen Adolf Eichmann, einen der Hauptorganisatoren der »Endlösung«, den der israelische Mossad zu meiner großen Bewunderung aus seinem Unterschlupf in Argentinien entführt hatte. Jetzt blickte ich schon etwas mehr durch, und im Fernsehen konnte man zuschauen, wie der Angeklagte in seinem Glaskäfig das Gesicht verzog und kaum hörbar Ausreden nuschelte. Im Mai 1962 wurde er hingerichtet, seine Asche ins Meer gestreut, was die Höchststrafe in meinen Augen noch verschärfte. Hannah Arendts Gerichtsreportage »Eichmann in Jerusalem« sollte zu den prägenden Leseerlebnissen meines Lebens gehören, auch wenn ich überzeugt bin, dass Eichmann, der »Hanswurst«, über den Arendt oft laut gelacht hat, das radikal Böse und nicht dessen Banalität verkörpert.

Erklärt bekam ich das Menschheitsverbrechen an den deutschen und europäischen Juden zu Hause dann nicht weiter. Einmal schickten mich meine Eltern mit meiner acht Jahre älteren Schwester ins Kino, damit wir uns Erwin Leisers Dokumentation *Mein Kampf* anschauten, von der FSK ab zwölf Jahren freigegeben. Die grausigen Bilder aus dem Warschauer Ghetto und aus Auschwitz, wo entkleidete Mütter mit Babys auf dem Arm vor den Gaskammern anstanden, trafen mich noch einmal jäh, doch sie verwandelten den Schock in Wissensbegierde und Verhinderungswillen.

Womöglich hat mein Vater angesichts des weihnachtlichen Flashback weder Scham noch Schuld empfunden, sondern ist in der traumatischen Verwirrung befangen geblieben, die viele Männer aus dem Krieg mitgebracht (und ihre Frauen miterlit-

ten) hatten, ohne sie uns, ihren Kindern, mitteilen zu können. Mein Patenonkel, der Bruder meiner Mutter, konnte, wie es mir vorkam, stundenlang an der Kaffeetafel oder in einem Auto sitzen, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Auf dieses »kollektive Beschweigen« haben wir erst verstört, dann mit ärgerlichem Einspruch und aggressiver Beschuldigung reagiert. Auch wenn ich es dem Philosophen Hermann Lübbe nicht abnehme, wenn er in einer berühmt-berüchtigten Rede im Berliner Reichstag 1983 das stillschweigende Einverständnis zwischen Tätern, Mitläufern und Opfern zum unumgänglichen Schritt in die Demokratie adelt, verdient die Generation meines Vaters nachgetragenes Mitleid. Vorbilder mussten wir uns freilich anderswo suchen.

2. Ein großes Volk: Der französische Freund

Eines Tages im September 1962 bekamen wir schulfrei und jubelten, die Trikolore schwenkend, einem Autokorso in der Kölner Innenstadt zu. Zurück winkte etwas hölzern Charles de Gaulle, der französische Präsident, der am Tag zuvor auf der Treppe des Bonner Rathauses in Deutsch die berühmten Worte gesprochen hatte: »Wenn ich Sie alle so um mich versammelt sehe, wenn ich Ihre Kundgebungen höre, empfinde ich noch stärker als zuvor die Würdigung und das Vertrauen, das ich für Ihr großes Volk – ja wohl, für das große deutsche Volk – hege.«

Für solche Komplimente, die er in Köln wiederholte, war ich anfällig. Meine frankophile Schwester Grit war bereits als Austauschschülerin in der Nähe von Lille gewesen und wollte Dolmetscherin für Französisch werden. Das allein schon pflanzte mir eine Grundsympathie für das Nachbarland ein, das gerade eben, wie Ältere selten zu erwähnen vergaßen, noch unser Erbfeind gewesen war. Den baumlangen General, der alle um Haupteslänge überragte und dessen imposante Nase nicht nur den Karikaturisten unseres abonnierten Hausblattes, der *Köl-*



Charles de Gaulle vor dem Bonner Rathaus, 1962

nischen Rundschau, inspirierte, fanden wir skurril, doch in den frenetischen Jubel stimmten wir begeistert ein. Jawohl, wir waren ein großes Volk, und das galt ja wohl auch uns Jungen mit dem blau-weiß-roten Fähnchen in der Hand. Obwohl von Nationalbewussten umgeben, herrschte auch nach dem WM-Titel der deutschen Fußballer in Bern eher eine resignierte Bescheidenheit, die der französische Präsident, der nach der deutschen Besatzung auch sein Land moralisch aufgerichtet und an den Siegestisch der Großen Drei zurückgeführt hatte, geschickt zu zerstreuen verstand. Seine Botschaft lautete, ähnlich der von Stalin: Die Hitler kommen und gehen, aber die Deutschen bleiben ein großes Volk.

Einen solchen Massenauflauf kannte ich bis dato nur vom Karneval und von Begegnungen im Müngersdorfer Stadion. Dort gab es Tore zu bejubeln und Elfmeter zu fordern, aber was sich in der Kölner Altstadt abspielte, war offensichtlich eine Nummer größer. In der ausgelassenen Stimmung formte sich mir ein Bild des Politischen: hochgeachtete Staatsmänner, die sich hüftsteif umarmten und allem Anschein nach Frieden schlossen. Der war aus Sicht eines Heranwachsenden damals ein schwer bedrohtes Gut. Bei jeder neuen Berlin-Krise raunten ernst dreinblickende

Erwachsene, es werde bald Krieg geben, zuletzt beim Bau der Mauer in Berlin, was wir während der Sommerferien in den Öztaler Alpen mitbekamen. Als das ein Mitschüler bei der Kuba-Krise neunmalklug wiederholte, versetzte ich ihm, selbst ganz erschrocken, im Affekt eine Ohrfeige. Krieg hieß für mich, dass ein Onkel, dem ich angeblich aus dem Gesicht geschnitten ähnelte, »gefallen« war und dass Brandbomben mein Geburtshaus in Wanne-Eickel in Flammen gesetzt hatten. Das durfte nicht mehr passieren, und deshalb war es gut, wenn sich Erbfeinde nun umarmten. Bei Verdun und am Hartmannswillerkopf, den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs, haben sich Kohl und Mitterrand, eine fast intime Geste, die Hände gehalten ebenso wie jüngst an letzterem Ort die Präsidenten Hollande und Gauck.

Die Deutschlandfahrt de Gaulles und der im Jahr darauf geschlossene Freundschaftsvertrag lösten nicht nur bei mir nachhaltige Schwärmerei aus. Sie bezog sich nicht nur auf Literaten wie Jean-Paul Sartre (*Les Mots – Die Wörter*), Albert Camus (*L'Étranger – Der Fremde*) und alle folgende »Franzosen-theorie«, ebenso wichtig waren Chansons von Françoise Hardy, Juliette Greco, Charles Aznavour und Jacques Dutronc *et tous les autres*. »Sous quelle étoile suis-je né? J'en suis encore à me le demander ...« – keiner hat pubertäre Wirrungen und Liebeskummer so schmachtend in meinen Ohren klingen lassen wie 1966 Michel Polnareff. Und die Filme, die man gar nicht alle aufzählen könnte, die ich im Filmtheater *Die Lupe* anschaute, wenn möglich im »OmU«, um den ganz anderen, lässigen Konversationston mitzubekommen.

Die Reisen in das Hexagon, wie Franzosen Frankreichs sechseckige Gestalt nennen, boten einfach alles: eine echte Weltstadt, raue oder idyllische Strände (die normannische Côte Fleurie als Mittelding), menschenleere Hochebenen, eine Insel voller Wildschweine, hochalpine Skiabfahrten, Überlandfahrten auf Schlösserrouten, mehrgängige, sich über Stunden hinziehende Menüs in Landgasthäusern. Und überall fanden sich erlauchte Buchhandlungen und verwinkelte Marktplätze, man blätterte

elegante Modezeitschriften und sagenhafte Tageszeitungen durch. Dem steifen, zur Jasagerei neigenden Nachkriegsdeutschen pflanzte das *un tout petit peu de* Lebensart ein – und Widerspruchsgeist. Wäre ich dem Nationalgericht *Fromage* von Haus aus nicht so abhold gewesen, hätte ich der bösen Karikatur des Liedermachers Franz Josef Degenhardt entsprochen: ein frankophiler Käselutscher ...

Einfach zu bereisen war Frankreich, heute das meistbesuchte Land der Welt, nicht gerade. Der Familienbesuch in Roncq im Département Nord-Pas de Calais, wo meine Schwester zum Schüleraustausch weilte, war einer Expedition nahegekommen. Die Gastfamilie hatte die ganze Wohnung renoviert, um bei den Wirtschaftswunderdeutschen Eindruck zu schinden. Ansonsten blieb die Völkerverständigung auf freundliches Lächeln und viel *Merci & Pardon* beschränkt. Meine Schwester war zu jung, um Konversation zu machen, und ich glaube nicht, dass sie bei den Ronquois, die heute nach einem jüngeren Film wohl *Ch'tis* heißen, eine gute Zeit hatte. Meine Eltern echauffierten sich, den Kopf verstohlen beiseite drehend, über zerborstene Kirchenfenster und die unübersehbare Armut der 3000-Seelen-Gemeinde, deren große Zeit der Leinenherstellung und Rübenverarbeitung offenkundig vorbei war.

Es blieb lange eine umständliche Prozedur, D-Mark in Francs zu wechseln, bei längerem Aufenthalt musste man sich noch beim Polizeikommissariat anmelden und bei unfreundlichen *Concierges* Durchlass begehren für einen Besuch bei Bekannten. Unabdingbare Kernkompetenzen waren: die Speisefolge im Restaurant zu verstehen und die klangvolle Sprache zu erlernen. Mängel bei Aussprache, Grammatik und Idiomatik ließen einen viele Muttersprachler ziemlich uncharmant wissen, meine um sieben Uhr früh angesetzte Französisch-AG am altsprachlichen Gymnasium war einfach zu dürftig, um sie zu beeindrucken.

Die *Grande Nation* (das meine ich also nicht ironisch) gab mir zwar keine *éducation sentimentale* oder gar jene *initiation amoureuse*, die Schlager verhießen: »Ganz Paris träumt von der Liebe,

denn dort ist sie ja zuhaus« (Caterina Valente). Aber mit Charles de Gaulle bekam ich eine gewisse Idee von Frankreich. Später sollte ich in Paris die »Dritte Welt« entdecken, bevor ich sie besuchen konnte, lernte ich auch die totalitären Elemente im Marxismus erkennen und begegnete der politischen Ökologie aus erster Hand. Davon wird noch öfter die Rede sein. Man konnte sich offenbar in ein Land der Erbfeinde verlieben und: *On revient toujours à ses premières amours.*

3. Schreib das auf: Der Untergang der »Pamir«

Der Anstoß zum Schreiben kam von meiner Mutter. Christel (geborene) Frie war neugieriger und unternehmungslustiger als mein Vater. Nicht der »Philologe«, von dem man es vielleicht erwartet hätte, sondern sie, die »Hausfrau« und ehemalige medizinisch-technische Assistentin, animierte mich ungewöhnlich früh zum Schreiben. Anlass war eine Schiffskatastrophe, die das Land im August 1957 in Atem hielt – der bis heute nicht ganz aufgeklärte Untergang des frachtfahrenden Segelschiffes »Pamir«. In einem Hurrikan auf dem Weg von Buenos Aires nach Hamburg kamen 80 von 86 Besatzungsmitgliedern ums Leben, die Porträts der jungen Kadetten betrachtete ich in der *Neuen Illustrierten*. In den Augen meiner stets kritischen Mama war ich ein Straßenjunge, der sich alle Nachmittage und bei jedem Wetter draußen herumtrieb, Fußball spielte und schlechten Umgang pflegte. Zum Beispiel mit dem unehelichen Sohn einer Putzfrau, dessen älterer Bruder ein arbeitsloser Alkoholiker war. Als die Nachrichten von der verschwundenen »Pamir« für Aufregung sorgten, herrschte sie mich regelrecht an: »Jetzt *bleib* doch mal zu Hause!« Als ich gehorsamst nachfragte, was ich dort tun solle, verwies sie mich an den Küchentisch, an dem ich meine Version der »Pamir«-Geschichte zu Papier bringen sollte.

In einer grünen Kladde erledigte ich das folgsam. Der entscheidende Umstand war, dass ich den kleinen, unbeholfenen

Montag, 23. September 1957 10 Pf

Bild
ZEITUNG
UNABHÄNGIG · ÜBERPARTeilICH

Das war der SOS-Ruf

**Die „Pamir“ auf dem Atlantik verschollen
88 Mann an Bord
England flaggt halbmast**

Rettet unsere jungen Seelen!

So war es beim Abschied in Hamburg

**Geheimnisvolles Leuchten in der Nacht
Kaum noch Hoffnung für Segelschiff**

Vom Unglück verlor!

DER KAPITÄN

Ein leeres Boot...

Tropen-Regen

Schlichte Dehnt gut und schafft Freiheit ... **Schlichte** Trinke ihn mäßig, aber regelmäßig! **Schlichte**

Bleib mal zu Hause und schreib was.

Aufsatz keineswegs als Strafarbeit empfand und mir Schreiben von da an zunehmend Vergnügen bereitete. Es folgten noch viele grüne oder andersfarbige Hefte, und die Lust, Geschichten aufzuschreiben (und auszudenken), hat mich seither fast nie mehr verlassen. Vor weißen Blättern habe ich keine Angst, und der *Writers' Block* hat mich selten erwischt. Der Berufswunsch, der sich daraus entwickelte, war Schriftsteller. Dafür hängt man Fußballstiefel irgendwann mit 17 an den Nagel, liest zeitgenössische Gedichte und Kurzgeschichten, geht bei der Gruppe 47 ins Fernstudium und besucht Dichterlesungen, bewundert Kölner Lokalmatadore wie den Schriftsteller Rolf Dieter Brinkmann (*Keiner weiß mehr*) und den Lyriker Jürgen Becker (*Felder, Rän-*

der, Umgebungen). Bei der Frankfurter Buchmesse drückt man sich an den Ständen von Suhrkamp, S. Fischer und Rowohlt herum, vielleicht erhascht man den Velázquez-Blick eines Wichtigen und gehört irgendwie zur Szene.

Kurz nach meinem ersten Versuch, als Kind schreibend die Welt zu verstehen, wurde ich gleich mit einem eklatanten Fall von Zensur konfrontiert. Zu verantworten hatte ihn ausgerechnet mein Vater. Werner Borsbach, Chefredakteur des *Saphir*, der Schülerzeitung des Apostelgymnasiums, hatte in dem Artikel »Frühstück ans Bett« restaurative Tendenzen in der frisch gegründeten Bundeswehr beklagt, die, fand er, mit Strammstehen zurück zur Wehrmacht dränge. Mein Vater schäumte, sah die Ehre der Soldaten verletzt und schritt als Zensor ein. Solche Storys interessierten den vehement gegen die Wiederbewaffnung eingestellten *Spiegel* brennend. Süffisant kommentierte er die Beschneidung der Meinungsfreiheit: »Oberstudiendirektor Otto Leggewie (»Ich war acht Jahre lang Soldat«) ließ kurzerhand das Blatt 7/8 aus dem *Saphir* entfernen. Borsbach musste die bereits verkauften, noch nicht entschärften Hefte einsammeln.« Im *Saphir* schrieb ich später selbst, aber keine vatermörderischen Artikel.

Es bedurfte keiner unverlangt eingesandten und unbeantwortet gebliebenen Manuskripte, damit ich vom Gedichteschreiben Abstand nahm. Den mütterlichen Auftrag annehmend, wurde Schreiben dennoch zum Beruf. Von der Pike auf lernen wollte ich es als Hospitant während meiner ersten Studiensemester bei der *Kölnischen Rundschau*, dem konservativen und kirchennahen Blatt der Domstadt. Für richtige Reportererfahrungen durfte man nicht wählerisch sein. Die Lokalredaktion schickte mich Anfang der 70er-Jahre zu Schützenfesten, Goldenen Hochzeiten und auf die Nahrungs- und Genussmittelmesse Anuga. Auf Seite 1 des Lokalteils schaffte ich es mit einem Bericht über umstrittene Parkuhren am Ring, dem ersten Halbkreis um die alte römisch-mittelalterliche Innenstadt. Naheliegenderweise durfte ich über Hochschulangelegenhei-

ten schreiben und ein paar längere Stücke für die *Rundschau am Sonntag*, eines über Hochseekapitäne am Rhein und ein anderes über einen Arbeitermaler. Dass ich den Begriff »Journalismus« (gleich Tagesberichterstattung) noch nicht ganz verstanden hatte, erfuhr ich durch einen deftigen Anschiss meines Lokalchefs. Die am Vortag im Jugendausschuss des Rates der Stadt verhandelte Geschichte des Missbrauchs von Jugendlichen im katholischen Don-Bosco-Heim hatte er dem Konkurrenzblatt *Kölner Stadt-Anzeiger* entnehmen müssen. Als Vertreter der *Rundschau* hatte ich es schlicht versäumt, nach der Sitzung mit der sensationellen Meldung in die Redaktion zurückzukommen und den Aufmacher des Lokalteils umzuschmeißen; mir war offenbar nicht klar, dass Journalismus auf exklusive Neuigkeiten aus ist und nichts so alt wie eine Zeitung von gestern.

Leider nicht berichten durfte ich als Greenhorn von Beate und Serge Klarsfelds aufsehenerregendem Versuch, im März 1971 Kurt Lischka, den einstigen SS-Obersturmbannführer, zu entführen, der als Pariser Gestapo-Chef die Deportation von 76 000 Menschen nach Auschwitz angeordnet hatte. Ein französisches Militärgericht hatte ihn in Abwesenheit zu lebenslanger Haft verurteilt, doch wohnte Lischka weiter unbehelligt unter seinem Namen im Kölner Vorort Holweide und war als Prokurist im Getreidehandel tätig. Das Kidnapping schlug fehl, Beate Klarsfeld verbrachte einige Tage in U-Haft und wurde gegen Kautionsfreilassung. Doch die spektakuläre Aktion hatte die internationale Öffentlichkeit auf unbehelligt gebliebene Gestapo-Konsorten aufmerksam gemacht. Rasch ratifizierte die Regierung Brandt den im Februar 1971 geschlossenen Auslieferungsvertrag zwischen der Bundesrepublik und Frankreich, woraufhin Dutzende von NS-Tätern sich in Deutschland nicht mehr sicher fühlen durften. Im Hauptverfahren, das erst im Oktober 1979 vor dem Amtsgericht Köln begann, wurden Kurt Lischka, Herbert Hagen und Ernst Heinrichsohn zu Haftstrafen zwischen sechs und zwölf Jahren verurteilt. Gut zehn Jahre später habe ich

die Klarsfelds in Sachen Klaus Barbie, Gestapo-Chef von Lyon, persönlich getroffen.

Den ersten überlokalen Artikel schrieb ich mit meinem Kommilitonen Wolfgang Stenke für die *Frankfurter Rundschau* (FR) auf der Seite »Schule und Hochschule« über den *Brain Drain* aus der Dritten Welt. Stenke vermittelte mich auch an den Hörfunk des Westdeutschen Rundfunks (WDR). Wolfram Schütte bei der FR und Hanno Reuther im WDR, etwas später dann Karl Markus Michel und Ingrid Karsunke in der *Kursbuch*-Redaktion waren fürwahr keine schlechten Mentoren.

Das Lokale, dessen Glanz und Elend ich als Reporter kennenlernte, hat für mich seinen Reiz behalten. Ein Feldforscher ist ja sozusagen ständig im Dienst und entdeckt das große Ganze im Klein-Klein der sozialen Lebenswelt. Und auch ein polemischer Artikel sollte von Neugier und Empathie selbst für weniger sympathische Zeitgenossen beflügelt sein, das branchenübliche »Fertigmachen« ist meine Sache nicht. So verstanden, lernt man im Journalismus, Menschen zu respektieren, wie sie sind. Autoren mögen professionelle Ichlinge sein und zu Eitelkeit neigen, aber gut sind sie nur als Menschenfreunde.

4. 16. Arrondissement: Blumen im Rinnstein

Im Herbst 1961 hatte mein Vater ein Familienticket im damals absolut angesagten Trans Europa Express (TEE) reserviert. Der Zug hieß (glaube ich) »Molière« und brachte uns mit 140 Kilometern pro Stunde ohne Halt in die Gare du Nord; die vorbeifliegenden Bahnhofsschilder in Belgien und Nordfrankreich sind unvergessen. In Paris interessierten mich altersbedingt die Automobilsalons auf den Champs-Élysées, hier fand die erste Begegnung mit einem metallisch blitzenden Facel Vega HK 500 statt, einem Grand Turismo mit acht Zylindern, der mir aus meinem Autoquartett bereits in allen Details vertraut war.



Mit dem Trans Europa Express von Köln nach Paris

Daran, wie frontal mich die Politik in Paris ein zweites Mal ansprang, erinnerte ich mich später in der Frankfurter Paulskirche. 2011 lauschte ich dort der Rede des Schriftstellers Boualem Sansal, der den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen bekam. Wieso ein Algerier?, fragten sich viele. Der Laudator Peter von Matt legte in kurzen Strichen die algerische Landeskunde dar, dann führte der algerische Romancier mit dem Haarzopf dem Auditorium die Dramatik und Tragik des maghrebischen Landes vor Augen, das seinen aus Erdöl und Erdgas gewonnenen Reichtum so schlecht nutzt und das algerische Volk in einem irrwitzigen Duell zwischen religiösen Fanatikern und der eingebunkerten Generalskaste verheizt.

Als ich – hier muss ich etwas springen – vier Jahrzehnte vorher, im fünften Semester Geschichte und Sozialwissenschaften, meine erste Begegnung mit Algerien hatte, war es noch ein hoffnungsvoll aufstrebendes Land der Dritten Welt. Es hatte 132 Jahre Kolonialjoch abgeworfen und steuerte unter Führung (damals noch nicht so) alter Kämpfer der Nationalen Befreiungsfront FLN einen arabischen Sozialismus an. Der Islam war Staatsreligion, aber in eine säkulare Ordnung eingebunden. Dass ich damit zu tun bekam, wirkt wie purer Zufall. Im Soziologiekurs konnte man sich für ein Referat eintragen, meines beschäftigte sich mit den algerischen Arbeitsemigranten in Frankreich. Der Seminarleiter und zum Islam übergetretene Maghreb-Kenner Wolfgang Slim Freund hatte einen renommierten Verlag, Anton Hain in Meisenheim, dazu bewegen können, *Die Dritte Welt* als »Vierteljahresschrift zum wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen und politischen Wandel« zu starten – ein Unterfangen, das sich rentierte, weil die »Dritte Welt« meiner Generation so bedeutsam erschien. Gleich im ersten Heft konnte ich, als 22-jähriger Student, mein ausgearbeitetes Referat zum »Export von Arbeit, ein Entwicklungsfaktor?« publizieren.

So öffnete sich das »Gelegenheitsfenster« zu Algerien, das mir seither eine (meistens traurige) Herzensangelegenheit geblieben ist. Wie so viele scheinbare Zufälle hat auch dieser eine Grundlage »auf der Straße«, die ganz weit zurückdatiert: ebenjener im TEE begonnene Paris-Besuch im Oktober 1961. Meine Schwester war dieses Mal *au pair* bei einer Rechtsanwaltsfamilie im edlen 16. Arrondissement, wo drei ziemlich unerzogene Kinder zu hüten waren. Eines Morgens gingen wir Besorgungen machen (ich stellte mir vor: Croissants und eine Baguette, die Gitanes ohne Filter kamen erst später), als ich im Rinnstein einen Blumenstrauß liegen sah (sagen wir: rote Nelken). Auf die Frage, warum die da lagen, antwortete meine Schwester cool, da sei in der Nacht wohl jemand umgebracht worden. Ermordet? Ja. Mord kannte ich nur aus den TV-Krimis von Francis

Durbridge, die ich nie sehen durfte, obwohl alle Welt über sie sprach. Und von einem Familiendrama gleich bei uns um die Ecke, bei dem ein Vater seine ganze Familie und sich selbst umgebracht hatte. Um das Haus machten wir monatelang einen großen Bogen.

Auf dem Rückweg von der Boulangerie waren die Blumen schon weggeschwemmt, doch die Verstörung hielt an. Im Oktober 1961, wohl während meiner Herbstferien, hatte sich in der französischen Hauptstadt tatsächlich ein Massaker ereignet. Hunderte Algerier wurden nach einer nicht genehmigten, aber friedlichen Demonstration des FLN schwer verletzt, erschossen und erschlagen. Am Abend des 17. Oktober 1961 gab der Pariser Polizeipräfekt Maurice Papon Schießbefehl, namentlich die kasernierte CRS-Miliz (Compagnies Républicaines de Sécurité) machte davon wild Gebrauch, nachdem der FLN den Guerillakampf in die Metropole getragen und mehrere Gendarmen getötet hatte. Frankreichs Ordnungskräfte nahmen Rache, Leichname wurden wie Abfall in die Seine gekippt. Der Strom, der so romantische Stereotype aufrief (»Paris liegt an der Seine. Doch dass ich so verliebt bin, das liegt an Madeleine«, Vico Torriani), soll blutrot gefärbt gewesen sein. Die Zahl der Toten wurde offiziell mit drei angegeben, nach Erkenntnissen von Zeithistorikern und Journalisten sind an diesem Abend aber bis zu 500 Algerier, man kann es nicht anders sagen: abgeschlachtet worden.

Hier sind unter anderem die tieferen Ursachen der Entfremdung zwischen der arabischen Welt und dem Westen zu suchen, nachdem schon 1945 im algerischen Sétif ausgemusterte Soldaten, die an der Seite Frankreichs gestanden und ihren Anteil am Sieg über Hitler und die Unabhängigkeit reklamiert hatten, dafür ebenfalls massakriert worden waren. In Frankreich, das würde ich noch oft feststellen müssen, war die Mauer des Schweigens ebenso hoch wie in Deutschland, oder sogar noch höher, da Staatsverbrechen wie dieses Massaker und andere Fälle von Folter, Deportation und Verbrechen gegen die

Menschheit während des Algerienkriegs unter Amnestie fielen. Erst 2012 verurteilte Staatspräsident François Hollande das Massaker von 1961 offiziell, an der Einweihung einer Gedenkplakette 2001 am Pont Saint-Michel hatten die Konservativen ihre Teilnahme noch verweigert. Der Schock, den die roten Nelken im Rinnstein auslösten, vervollständigte die Erschütterung vom Weihnachtstag 1959.

5. Drei Wochen Junge Union reichen für ein ganzes APO-Leben

Die »Dritte Welt« – weder kapitalistischer Westen noch staatssozialistischer Osten – brachte die außerparlamentarische Opposition der 60er-Jahre im wahrsten Sinne auf Trab. Ho-Chi-Minh-Plakate trugen Protestierende wie Monstranzen vor sich her, Che Guevara hing auf Postern abgebildet an der Wand vieler (auch meiner) Studentenbuden, Mao war ein Idol. Bei mir war, aber anders als man denkt, die arabische Welt der Anlass, dass ich in die außerparlamentarische Opposition geraten bin.

Nichts prädestinierte mich dafür: Das rheinisch-katholische Milieu hatte mich fest im Griff, die Leiche im Keller unserer Familie (ein Lieblingsonkel als ehemaliger SS-Offizier!) wurde erst später entdeckt. Herkunftstreu landete ich 1967 konsequenterweise bei der Jungen Union (JU), der Nachwuchsorganisation der Christlich-Demokratischen Union, die nach der rüden Abkanzlung ihres Übervaters Adenauer und dem Scheitern Ludwig Erhards in eine Krise geraten war und Verjüngung brauchte. In unserer Klasse bestand das generelle Verlangen, »politisch aktiv zu werden«, und da Parteien damals noch in hohem Ansehen standen, starteten wir eine spielerische Parallellaktion: Zwei gingen zu Jungdemokraten und Jungsozialisten, einer liebäugelte sogar mit der NPD.

An den Haken nahm mich ein JU-Funktionär aus dem Kölner Vorort Pulheim. So saß ich irgendwann in einer Versamm-

lung und sollte gleich als Stimmvieh für eine innerparteiliche Intrige erhalten, was ich zuerst nicht begriff und dann einigermaßen indigniert von mir wies. Indoktrinieren, wie der gängige Vorwurf an die APO lautete, wollten offenbar andere. Vollends suspekt wurde mir dies dann, als nach dem arabisch-israelischen Sechstagekrieg im Juni 1967 eine Entschließung gegen Israel mit Hinweis auf unsere Ölversorgung zirkulierte. Da war ich so schnell aus der JU wieder draußen, wie ich hineingeraten war. (Was man auf diesem Weg werden konnte, führte mir mein ein Jahr jüngerer Mitschüler Jürgen Rüttgers vor, der später von Pulheim aus Forschungsminister unter Helmut Kohl und Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen wurde und sich, ganz katholischer Arbeiterführer, rühmt, die Volksschule von August Bebel *und* das Gymnasium von Konrad Adenauer besucht zu haben.)

So war ich schon bald ein Parteiverdrossener, und die Dinge entwickelten sich nun ziemlich rasant. Indem ich filterlose Pall Mall zu rauchen und schwarze Rollis zu tragen begonnen hatte, Camus' *Mensch in der Revolte* las und erste Bände der *edition subrkamp* anschaffte, beging ich schleichenden Klassenverrat. Meine Eltern hätten mich gern im katholischen Cusanuswerk und im CV, dem Cartellverband der katholischen Studentenverbindungen, gesehen, einem Relikt des Kulturkampfes im 19. Jahrhundert und damals noch ein einflussreicher politischer Männerbund. Dessen uniformierte Auftritte hatte ich nie gemocht, beim Cusanuswerk ließ ich mich »ideell« fördern, was aber auch nicht lange gut ging. Nach einem Wortgefecht mit dem damaligen bayerischen Kultusminister Hans Maier bei einem Jahrestreffen war ich draußen.

In überstilisierten Politisierungsgeschichten der APO-Generation liegt ein Abgrund zwischen frommen Farbentragenden und, sagen wir: dem *Kaukasischen Kreidekreis* von Bertolt Brecht, der im Kölner Schauspiel oder im Berliner Ensemble zu sehen war. In meinen Augen erst einmal nicht – ich fand eher, dass zu den Werten, die einige engagierte Lehrer vermittelten, nicht wir uns in

Widerspruch begaben. *Dort*, in ihrer Welt, regierte die Heuchelei und wurde Verrat am Humanismus begangen. Auf Streit mit meinen Eltern und Lehrern war ich nicht groß aus; eher unüblich für einen Spätpubertierenden, fand ich sie ganz in Ordnung. Während der Woche war mir erlaubt, in die Disko zu gehen (*Lord's Inn*), mein Haupthaar einen halben Zentimeter über die Ohren wachsen zu lassen, mit Freunden laut »Sergeant Pepper« zu hören. Und ein wiederum grünes Schulheft mit der Chronologie der Russischen Revolution ab 1905 anzulegen, deren Ereignisse und Protagonisten ich akribisch im Kopf hatte – ich kann beim besten Willen nicht sagen, wie ich darauf verfallen war.

Richtig zornig wurde ich, als meine Eltern zuerst die Partnerwahl meiner Schwester und dann meine erste große Liebe hintertrieben, aus den allerfadenscheinigsten Statusgründen. (Das Erlebnis überwand den bis dahin hinderlichen Altersunterschied zwischen den Geschwistern und schweißte uns für ein paar Jahre enger zusammen. Leider hat diese Nähe nicht ein ganzes Leben gehalten.) Am meisten regte mich auf, dass meine Eltern auch den zweieinhalbjährigen Sohn Wolfgang meiner Freundin Konstanze, den sie samt der Schwiegertochter aus respektablem Hause doch als geschenkten Enkel hätten annehmen können, wie einen Bastard verschmähten. Die oder wir: Für wen ich mich entscheiden würde, da die neowilhelminischen 50er-Jahre nun eindeutig vergangen waren, war ganz klar: für die Frau, die aus der Reihe getanzt war und mir dank ihrer Begabung, auf Menschen zugehen zu können, zahlreiche Freundschaften eröffnete. Auf solche Weise wurde das Private politisch, der Showdown mit dem Vater (»Du bist enterbt!«) war ebenso zwangsläufig wie lachhaft.

Und schmerzhaft auch für mich. *Ich* hatte keine Ordnung umstürzen und auch nicht den Faschismus ante portas gesehen (so sahen das damals nicht wenige, obwohl ja nur eine Große Koalition Notstandsgesetze verabschiedete). Eher zerfiel die alte Ordnung vor unseren Augen an ihrer eigenen Bigotterie. Doch dann passierten am 2. Juni 1967 vor der Deutschen Oper in Berlin Dinge, die einem irgendwie faschistisch vorkommen

mussten. Den Nachhall des tödlichen Schusses des Polizeibeamten Kurras auf den harmlosen Studenten Benno Ohnesorg kann man nicht überschätzen. Auch wenn dieses unerhörte Ereignis in eine Grauzone von Widersprüchen eingebettet war (es gab nach heutiger Kenntnis *tatsächlich* Attentatspläne auf den Schah von Persien und die Illustrierten-Queen Soraya, der Schütze Kurras war *wirklich* Stasi-Mitarbeiter), verlor danach auch ein folgsamer Sohn wie ich den Kompass seines Milieus.

Wenige Wochen nach dem Verlassen der JU landete ich so bei einer linksradikalen Schülerorganisation, klaute den ersten blauen Band des *Kapital* und erwarb vom Büchertisch einen schwarz eingebundenen Raubdruck von Georg Lukacs' *Geschichte und Klassenbewusstsein*. Dringend warnten die Gymnasialdirektoren im Rundschreiben vor der garstigen »Aktionsgemeinschaft Unabhängiger und Sozialistischer Schüler« (AUSS), aber nach weiteren *Alice-in-Wonderland*-Situationen und »Gegenteil«-Tagen wurde ich über Nacht zum Rebellen *mit* einem Grund.

Eines frühen Morgens stand ich dann vor dem Werkstor von Ford Köln und verteilte Streikaufrufe. Unsere Zielgruppe, wohlgenährte Fabrikarbeiter, die gerade die *Bild* in ihre Tornister steckten, schlugen unsere noch matrizenfeuchten Flugblätter gütig aus: Lass mal stecken, Junge! Das ließ ich dann auch, die Befreiung des Proletariats erschien doch nicht so vordringlich, auch wenn die Slogans auf den Transparenten das Gegenteil vermuten ließen. Dass am Gründonnerstag 1968 Rudi Dutschke, Inkarnation und Idol der Studentenrevolte, von Josef Bachmann niedergestreckt wurde, einem echten Faschisten, der ein Hitler-Porträt über dem Bett hängen hatte und mit NPD-Konsorten Schießübungen abhielt, trieb mich wieder auf die Straße. In der Nähe der Frankfurter Druckerei, die belagert wurde, weil sie Springer-Blätter produzierte, verpasste mir ein Polizeiknüppel ein blutiges Ohr und machte mich ein paar Tage taub.

Wir wollten Abstand von der alten Welt und ins Offene. Bei meiner »ersten Demo« war ich gerade sechzehn. Der Anlass,

happige Fahrpreiserhöhungen der Kölner Verkehrsbetriebe, kümmerte mich eigentlich nicht, da ich in der Regel mit dem Fahrrad unterwegs war. Doch schön fand ich, im Herbst 1966 mit fast fünftausend Schülern und Studenten auf den Straßenbahnschienen des Kölner Neumarkts zu sitzen und »wir« sagen zu können. Die Gleisblockade ging sogar in die bundesdeutsche Rechtsgeschichte ein – noch in Mutlangen, wo 1984 ein Depot für Pershing-II-Raketen blockiert wurde, griffen Richter auf den Kölner Präzedenzfall zurück. Zu verantworten hatte ihn der Allgemeine Studentenausschuss der Kölner Universität, und voller Schadenfreude waren wir, als ausgerechnet dessen Vorsitzender, der CDU-Mann Klaus Laepple, eine Anzeige wegen Nötigung, schweren Landfriedensbruchs und Aufruhrs am Hals hatte. Wir bekamen nur einen Verweis wegen Schuleschwänzen.

Der Volksmund hieß uns nun »Gammler«, »Hippies« oder »Nümaatskrate« (Neumarktskröten = Gesindel), und wir taten alles, dem Bild zu entsprechen. Kopfbehaarung und schütterer Bärtchen sprossen, Schule war nicht mehr so wichtig, man hatte jetzt Freundinnen. Das neue Milieu, in dem gesoffen und geklaut wurde (und übrigens auch nicht Wort gehalten), fand ich scharf. Und anstrengend: Als ein »Genosse« einen der wenigen Politiker, die sich noch in die Uni trauten, unter hämischem Gelächter nach seinen »Orgasmusschwierigkeiten« fragte, wollte ich vor Scham in den Boden versinken. Und ich wünschte, der Stein, den ich bei einer Demonstration auf dem Kölner Ring in meiner Hand sah, wäre dort verblieben und nicht verantwortlich für die beschädigte Glasfront des IBM-Hauses, die bei einer Demonstration wie in Zeitlupe zerbarst.

Zeitsprung nach Braunschweig, Mai 1979. Rudi Dutschke hatte Verspätung, wurde auf dem ganzen Campus gesucht und rechtzeitig zur Veranstaltung im vollbesetzten Audimax aufgespürt. Es war hochsommerlich warm, er trug ein weiß geripptes Unterhemd und war in weit besserer Verfassung als ein paar Jahre zuvor, als ich in Dänemark Ferien machte und den noch vom Attentat Gezeichneten kurz entschlossen in Århus be-



Opposition in der Opposition (1979)

suchte. Der andere Star war Joseph Beuys und mit Dutschke eine Paarung, die mir höchsten Respekt einflößte. Beide warben dafür, bei der ersten Europawahl die Stimme den Grünen zu geben; es lag an einem Funktionär des Verbands Deutscher Studenten (VDS) und mir als dem Abgesandten des Sozialistischen Büros (SB) zu begründen, warum Linke besser außerparlamentarisch blieben und sich nicht nach Köpfen (und Wählerstimmen) organisierten, sondern nach Interessen. Die Stimmung im Saal war geteilt, die grünen Novizen erhielten bei der Wahl zum Europäischen Parlament aber fast 900 000 Stimmen und errangen mit 3,2 Prozent mehr als einen Achtungserfolg. Insofern gab die Geschichte Beuys und Dutschke recht, die ihr Geschwätz von gestern nicht lange aufhielt. Mein in der SB-Monatszeitschrift *links* ausgearbeiteter Beitrag zur Wahl kommt

mir heute streckenweise prophetisch vor, dafür aber auch ziemlich unleserlich.

Dass ich 1979 nicht wenigstens in eine Anti-Parteien-Partei gefunden habe, hängt auch damit zusammen, dass ich nie dazu aufgefordert worden bin. Berührungspunkte mit den Grünen gab es genug, selbst bei der SPD bin ich aufgetreten, zum Beispiel 1994 in der »Fabrik« in Hamburg-Altona. Beim anschließenden Abendessen lernte ich dann Oskar Lafontaine von seiner schlimmsten Seite kennen – nach reichlichem Rotweingenuss giftete er gegen seinen Parteilfreund Rudolf Scharping, weil der ihm persönlich in der Sonne stand. Die Episode steht für die Tragik dieses Politikers, der sicher eines der größten Talente nach 1945 war. Wie er die Parteibasis in der »Fabrik« rockte, war fulminant und zugleich ein wenig beunruhigend, denn ich bemerkte, wie er seine Zuhörer zu manipulieren und zu verführen begann (und welchen physischen Einsatz ihn das kostete). Das kontrastierte mit dem Auftritt Lafontaines zur ersten freien Wahl der Volkskammer im Winter 1990. Auch der Jenaer Eichplatz war gut gefüllt, man wollte den frisch gekürten Kanzlerkandidaten der SPD sehen, aber seine einheitskritischen Argumente, die ökonomisch begründet waren, verfielen überhaupt nicht, es gab sogar Pfiffe. Lafontaine hatte intellektuell recht, aber nicht emotional. Wenige Wochen später wurde er von einer psychisch kranken Frau schwer mit dem Messer verletzt, die einheitsfreundliche Position setzte sich in der SPD durch.

Gelegentlich saß ich in der Bonner »Provinz« mit am Tisch, einem italienischen Restaurant, in dem sich häufiger Rote und Grüne trafen und auf Bierdeckeln schon Kabinettsposten verteilten, darunter »der Oskar«. Doch als die Kneipenmannschaft tatsächlich Minister der ersten rot-grünen Bundesregierung geworden war, grüßte Jürgen Trittin nicht mehr. Bodo Hombach, Gerhard Schröders rechte Hand, hatte sich häufiger Rat von einem kleinen Kreis von Professoren geholt, jetzt nicht mehr. Otto Schily kannte eigentlich keinen mehr »von damals«, und Joschka Fischer übergang selbst den eigenen Planungsstab, in

dem drei alte Weggefährten und ehemalige K-Gruppen-Häuptlinge tätig waren.

Ansonsten habe ich mich nie an ein linkes (oder rot-grünes) Lager gekettet, also im engsten Sinne Partei ergriffen. Wäre Helmut Kohl nicht mehr Kanzler gewesen, hätte mir schon früh eine schwarz-grüne Koalition eingeleuchtet, in der sich wohlverstandener Konservatismus am ehesten mit ökologischer Modernisierung hätte verbinden können. Orte, an denen man derlei ausdenken konnte, waren in Deutschland Evangelische Akademien. So braute sich in Hofgeismar im November 1987 unter dem Titel »Konservative Zukunftsentwürfe« ein schwarz-grünes Magma zusammen, das von rot-grünen Aufpassern gleich wieder schockgefroren wurde. Der *Frankfurter Rundschau* galt ich als der »linke Aufwertungsliterat der neuen Rechten« und der anwesende Thomas Schmid als einer der vielen »selbstvergessenen Linken, denen zur Geisterfahrt ihrer politischen Biografie immer noch ein holpriger Spontireim einfällt«. Das war doch hübsch formuliert.

Außer zur »Willy-Wahl« 1972, der ersten, an der ich hätte teilnehmen dürfen, bin ich seither gleichwohl stets treu zur Wahlurne gegangen. APO hieß für mich nie *antiparlamentarisch*. Als Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1992 eine Pauschalkritik an den Parteien vortrug, war ich in der anschließenden Debatte in der *Zeit* fast der Einzige, der ihn dafür tadelte. Bei Jüngeren werbe ich dafür, in Parteien einzutreten, weil sie für eine bessere Politik unabdinglich sind, oder es wenigstens zu versuchen, wie wir 1967. Mich selbst gebe ich nach dieser langen Abstinenz für jede Partei verloren.

Politisches spielte, wie man jetzt weiß, früh eine große Rolle in meinem Leben, aber das funktionierte nur in einem Kosmos populärer Kultur, in dem ich mich von Kind an bewege. Dazu gehörte, Autos zu fahren und an ihnen herumzuschrauben, Fußball zu spielen und bei einem Match zuzuschauen, Rockmusik zu hören. So trivial das ist, es konnte in den 60er-Jahren eminent politisch werden und mächtige Wir-Gefühle wecken.



CLAUS LEGGEWIE

Politische Zeiten

Beobachtungen von der Seitenlinie

C. Bertelsmann

Claus Leggewie

Politische Zeiten

Beobachtungen von der Seitenlinie

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
40 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-570-10200-8

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: März 2015

Politische Autobiografie und deutsche Zeitgeschichte

In Claus Leggewies Autobiografie spiegelt sich der Lebenslauf vieler Altersgenossen: kosmopolitisch, ökologisch engagiert, querdenkend haben sie Deutschland entscheidend mitgeprägt. In der Schilderung von Schlüsselszenen setzt sich etwas zusammen, das im Rückblick gern Entwicklung genannt wird, das er allerdings auch von Zufällen, Brüchen und Gefährdungen geprägt sieht. Da spürt der Kölner Junge plötzlich die Nähe der NS-Vergangenheit und begreift durch einen Blumenstrauß im Rinnstein eines Pariser Nobelviertels die Gewalt der Macht. 1968 betrachtet er von der Seitenlinie, seither macht er als Beobachter und Berater gelegentlich selbst Politik. Reisen führen in alle Kontinente, Begegnungen mit Menschen, Ideen, Weltanschauungen werden aufgeschrieben. Leggewie vergewissert sich der Erinnerungsspuren des eigenen Lebens und einer Generation, mit der sich fast alles änderte. So sind diese Erinnerungen auch ein spannendes Stück gelebte Zeitgeschichte.